

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 203.

Donnerstag, 1. September

1927.

(2. Fortsetzung.)

Das grüne Monotel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Guido Krenker.

„Wenn Excellenz mir jetzt gestatten —“ bat Henner von Traß schwer atmend.

„Bitte, nein“, versetzte der kleine alte Herr mit einem schattenhaften Lächeln, das viel Geist verriet, „ich möchte nicht, daß Sie mir darauf antworten oder mir Geständnisse machen, die Sie vermutlich schon in der nächsten Minute reuen würden. Ich befreie Sie auch sofort von meiner Gegenwart. Nur noch, was mir gerade wieder mal so durch den Kopf geht: nämlich ein absonderlicher Widerspruch: trotz aller sogenannten Erzungenschaften, und trotzdem das Zeitalter der Technik doch alles nivelliert und zur Schablone macht — aber wir hierzulande sind und bleiben nun mal die Romantiker des Herzens. Wenn ein deutscher Mann liebt, dann wird er sofort ein Frauenlob und Tannhäuser und Troubadour. Im guten, doch auch im gefährlichen Sinne. Sie verstehen, was ich damit meine. Es ist herrlich und deutsche Art, für die Frau, die man liebt, seine ganze Persönlichkeit einzusetzen und nötigenfalls selbst die Brust hinzuhalten, um den Hieb, der ihr gelten sollte, aufzufangen. Doch man muß sich hüten, Torheiten zu begehen, die sich nachträglich nicht reparieren lassen. Man opfert sich da leicht einer Selbsttäuschung und vorgefaßten Meinung. Mancher schon glaubte als zweiter Roland im Tal von Roncesvalles zu sterben und war doch nur über einen lächerlichen Strohalm gestolpert.“

Das ist es, was ich Ihnen gern noch sagen wollte, Herr von Traß. Nicht als der Staatswirtschaftskommissar Dr. Heinsius, für den Sie heute wohl nicht allzuviel übrig haben dürften, sondern als ein alter Mann, der längst jenseits von Gut und Böse steht. Jedes deutsche Leben ist jetzt unerseßlich kostbar. Denn nur wer lebt, kann mitarbeiten am Wiederaufstieg des Vaterlandes. Und eine höhere Säkung gibt es ja heute wohl nicht für einen deutschen Mann.

Er wandte sich ab und ging — gebückt; kümmerlich in seinem schwarzen Rücklein; mit den kleinen behutsamen Schritten des Kurzleichtigen.

Schlurrend glitten die breiten Schiebetüren hinter ihm zusammen.

II.

Na — nun war's wohl zu Ende! Was jetzt noch zu tun blieb, das erledigte ein einziger Fingerdruck! Henner von Traß hatte dem Unterstaatssekretär nachgesehen, bis hinter ihm die Türen sich zusammenschoben und es draußen auf der Diele still wurde.

Da erst griff er in die Brusttasche, zog einen Umschlag hervor und entnahm ihm einen Brief. Den hatte er mit beigegefärbtem Verlobungsring auf seinem Schreibtisch gefunden, als er heute vormittag vom Bahnhof heimkam.

Henner, entsinnst Du Dich des Montags vergangener Woche, als ich mit Frau Geheimrat Rahusen bei Dir war und sie nach dem Kaffee im Salon eingeschlummert war? Da saßen wir beide in Deinem Arbeitszimmer und schwachten und lachten und waren froh. Du erzähltest mir von dem georgischen Altentück, das Du

gerade bearbeitest, und zeigtest mir auch den Mechanismus des Geheimnisses in Deinem Schreibtisch, darin es gegen jeden Zugriff gesichert war. Du vertrautest Deiner Braut blindlings. Heute aber schändet sie Deinen Glauben an sie. Ich habe die Akten an mich genommen, um Dich zu schützen. Nur deshalb. Und ich werde auch darüber wachen, daß sie eher vernichtet werden, als daß man sie mißbraucht. Wir aber müssen uns nach dem, was ich tat, trennen. Nimm Deinen Ring zurück und vergiß mich. Zürne mir nicht, daß den Traum unserer Herzen solch bitteres Erwachen endete. Aber sei gewiß, daß ich Dich nie heißer liebte, als zu dieser Stunde, wo ich Dich verlassen muß. Christa.

Ja — diesen Brief hatte er heute vormittag vorgefunden und genau so, wie auch jetzt noch, das Gefühl gehabt, als presse ihm eine eisengepanzerter Faust brutal die Kehle zusammen.

Den Schreibtisch aufgerissen — leer gähnte ihm das Geheimfach entgegen.

Die Klingel stürmte, um den Diener Michael herbeizurufen.

Der rapportierte:

„Jawohl — gestern nachmittag war das gnädige Fräulein hier. Schickte mich aus dem Zimmer, um an Herrn Botschaftsrat zu schreiben. Es dauerte sehr lange. Nachher mußte ich ein Auto holen. Doch als ich mit dem Wagen zurückkam, war gnädiges Fräulein schon fort.“

Bodenlos und grauenhaft war der Abgrund, in den Henner von Traß stürzte.

Ihn deuchte, es seien tausend Jahre vergangen, bis er endlich Kraft genug aufbrachte, dem Diener in das leere Gesicht zu sehen und zu sagen:

„Es ist gut. Aber ich wünsche, daß über diesen Besuch des gnädigen Fräuleins von Ihnen Schweigen bewahrt wird. Verstehen Sie, Michael — jedem Menschen gegenüber und unter jeder Bedingung!“

„Jawohl, Herr Botschaftsrat.“

Das war um elf Uhr vormittags gewesen. Seitdem — nein, seitdem hatte er eigentlich nichts mehr getan. Höchstens über Mittag noch aus Potsdam bei Christa angerufen, obwohl er die Auskunft, die er erhalten würde, schon im voraus kannte:

Sie lautete denn auch:

„Gnädiges Fräulein ist gestern abend abgereist. Wohin, weiß ich nicht. Aber vielleicht wünschen Herr Botschaftsrat Frau Geheimrat Rahusen zu sprechen.“

„Ja, bitte“, stellte er hoffnungslos anheim.

Die gute, alte Dame, die mit Christa irgendwie ganz entfernt verwandt war und in dem reichen Haushalt der verwaisten jungen Nichte zweiten Grades als Ehren-dame fungierte, war noch immer ganz aufgelöst.

„Ich kann keinerlei Auskunft geben, lieber Herr von Traß. Christa kehrte gestern abend heim, fand ein Telegramm vor, das gerade gekommen war, und über dessen Inhalt sie nicht sprach, ließ überstürzt einen Koffer packen und fuhr zum Bahnhof Zoo. Sie lehnte meine Begleitung ab und verweigerte jede Auskunft, was ge-

sehen war und wo sie so überraschend hinfuhr. Ich bin außer mir vor Sorge und hatte eigentlich gehofft, gerade von Ihnen heute irgendeine Aufklärung zu erhalten. Wenn Sie mich in dieser Angelegenheit gern persönlich sprechen wollen —

„Vielen Dank, gnädige Frau — doch das erübrigt sich“, hatte er geantwortet, den Hörer angehängen und gewußt, daß er nun keine Hand mehr rühren würde, die Undurchdringlichkeit dieses Rätsels zu entschleiern. Denn mochte selbst die geschicktest konstruierte Erklärung lauten, wie sie immer wollte — es gab ja doch nur eine einzige stichhaltige Tatsache:

Er war von seiner Braut verraten und verlassen worden um irgend eines anderen Mannes willen, unter dessen Einfluß sie auch gehandelt hatte, als sie gestern nachmittag seine Abwesenheit benutzte, um das Aktenschild aus dem Geheimfach seines Schreibtisches zu entwenden, seine Karriere zu zerstören, seine Ehre anzuprangern, seinen Namen zu vernichten und ihm jede Möglichkeit eines Weiterlebens zu nehmen.

Unbedingt mußte sie sich über diese Folgen klar gewesen sein und hatte trotzdem so gehandelt. Eben unter dem Einfluß jenes Mannes, dessen Namen Henner von Traß bis in seine Sterbestunde nicht erfahren würde.

Und daß ihn diese Überzeugung nicht trug, dafür erhielt er den Beweis, als er vor einer Stunde die Klubräume betrat.

Da stieß er auf den dicken Ristow, der das halbe mitteldeutsche Braunkohlenrevier kontrollierte und eines der erfolgreichsten Trabergerüste besaß.

Der schüttelte ihm jovial die Hand.

„N Tag, lieber Traß. Und wie geht's denn noch immer? Übrigens seid ihr ein reiselustiges Brautpaar. Denn gestern abend, als ich von einer Generalversammlung nach Berlin zurückkehrte, sah ich auf dem Bahnhof Zoo die Allergnädigste. Der Bliffinger D-Zug war gerade eingelaufen. Ein kleiner, eleganter Gent betreute Ihr Fräulein Braut, verschaffte ihr in einem Abteil erster Klasse einen Caplak, versorgte sie mit Konfekt, Blumen und Reiselektüre und war riefig besorgt um sie. Aus dem Hintergrunde hab' ich mir das ein paar Minuten mitangesehen und fand es fabelhaft nett, wie der junge Herr sein Auge von ihr ließ, bis der Zug sich in Bewegung setzte. Sicher doch ein Verwandter, nicht wahr?“

Da bekam Henner von Traß es fertig, gelassen das Einglas aus dem Auge zu nehmen und es mit dem seidenen Taschentuch zu putzen.

„Ja, natürlich“, nickte er und klemmte den Scherben wieder ein. „Das war ihr Vetter. Ich hatte ihn um diesen Kanaklerdienst gebeten, weil ich selbst leider dienstlich zwei Tage fort mußte. Hoffentlich hat er's richtig gemacht.“

„Und ob!“ lachte der Generalkonsul Ristow. „Hätt' ich's nicht anders gewußt, dann würde ich ihn für den Verlobten gehalten haben.“

Der Botenschaftsrat machte eine indifferente Handbewegung.

„Was wollen Sie, lieber Ristow? Als dreißigjähriger Regierungsreferendar ist man von einer schönen Kusine leicht entusiasmiert!“

Hatte sich mit ein paar flüchtigen Worten verabschiedet und war zum Parlourraum gegangen, wo er stumpf und wehrlos vor sich hindämmerte, bis der Staatskommissar Dr. Heinisius auftauchte.

Henner von Traß trat zu dem großen offenen Kamin, in dem klobige Buchenscheite brannten. Auf die legte er Brief und Umschlag seiner Verlobten. Das Papier bog sich, lief schwarz an. Dann schoß jäh eine Stichflamme auf.

Während sie das Schreiben verzehrte, dachte er:

So. Nun muß ich heim und das Letzte erledigen. Es bleibt ja doch die einzige Selbstverständlichkeit, um die ganze ungeheuerliche Angelegenheit vor der Welt und dem Auslande zu vertuschen. Der Unterstaatssekretär sprach als Mensch zum Menschen. Doch nur mein freiwilliger Tod löst alle Komplikationen. De mortuis nil nisi bene. Und wenn der Revolverschuß knallt, dann hab' ich wenigstens die Frau, der bis zur letzten Stunde

mein Herz gehören wird, vor jeder Bemakelung gesichert und auch mir selbst die Reinheit meines Namens bewahrt. Muß ich den hochmögenden Herren da oben nicht dankbar sein, daß sie mir die Gnade solcher Chance überhaupt noch gewähren?

Er trat auf die Diele hinaus, nahm von einem der beiden Lakaien Hut und Mantel entgegen, verließ den Reichklub, trat auf die Wilhelmstraße und wandte sich nach rechts, den Linden zu.

Die schritt er langsam hinab. Am Adlon-Hotel vorbei. Aus dem flammten stürzende Lichtströme über den Bürgersteig. Drinnen in der Halle herrschte die fiebernde Geschäftigkeit einer der vornehmsten internationalen Riesentanzveranstaltungen. Diener in der blauen Livree des Hauses. Hochgetürmte Kofferberge. Hufschende Kellner. Menschen im Reiseanzug. Herren im Frack oder Smoking. Damen in großen Abendtoiletten und Sommerpelzen. Vom Garten her das Disharmoniengetorkel einer Jazzband.

Im Vorübergehen umging er dieses Getriebe mit einem einzigen Blick vertraut blasierter Gewöhnung, die für ihn längst keine Sensationen mehr barg.

Zählings aber, während er den Pariser Platz querte, überfiel ihn eine seltsame Empfindung: als strede das Leben ihm mit brünstigem Aufschrei lodend noch einmal beide Arme entgegen und wolle ihn an sich ziehen.

Wer lebt, überwindet! Lautete nicht so ein phrasenhaftes Zitat? — Wer lebt, überwindet!

Und stand nicht in der Schrift, daß der Teufel den Herrn auf einen hohen Berg führte und ihm alle Herrlichkeiten der Welt zeigte: „Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest!“

Ein Satirer — solch Vergleich.

Eine banale Geschmacklosigkeit solche Parallele.

Und doch — und doch! —

(Fortsetzung folgt.)

Der lebende Berg.

Jagdplauderei von D. Feulner.

Die reinen Bodenbrüter sind viel größeren und zahlreicheren Gefahren ausgesetzt als die Höhlen-, Baum- und Buschbrüter, darum auch weniger zahlreich vertreten als letztere. Es gibt viel mehr Sperlinge und Stare als etwa Lerchen. Obgleich diese auf ihrem Herbst- und Frühlingszug in den Mittelmeerländern von klein und groß in der rohesten Weise zu Tausenden hingemordet werden, wäre ihre Zahl doch bedeutend größer, wenn ihre „Kinderstuben“ nicht allzuhäufig zerstört würden. Von vier Lerchenestern, die ich im vergangenen Frühjahr in Wiesen und auf Feldrainen fand, kamen in keinem einzigen die Jungen auf. Die Hauptfeinde sind Fuchs, Marder, Kabe, Hund, Krähe, Elster und nicht zuletzt Kinder, die teils aus Unverständnis, teils aus Bosheit das zufällig gefundene Nestchen vernichten. Manche werden aber auch ganz unbeabsichtigt zertreten, was mir beispielsweise selber schon einmal passierte.

Da auch das Rebhuhn zu den Bodenbrütern gehört, drohen auch ihm zahlreiche Gefahren. Wie manches Gelege wandert — wenn es noch nicht angebrütet — in die Bratpfanne; andere werden von den oben angeführten Tieren und Vögeln vernichtet. Dies verschuldet der Brutvogel zum großen Teil selber, und zwar dadurch, daß er die Wahl seines Nestes nicht glücklich traf. Alle Gelege im Alee und auf Wiesen werden zu 90 Prozent zerstört, wenn die Ruten nicht vor dem Mähen des Futters ausgefallen sind. Das ausgemähte Nest ist fast immer der Vernichtung preisgegeben.

Glücklicher sind diejenigen Hühner, die ihre Nester im Getreide anlegen, weil hier die beste Deckung vorhanden ist, und die Zeit ausreicht, die Ruten zum Ausfallen zu bringen, bevor die Ernte beginnt. Aber eine absolute Sicherheit besteht auch hier nicht; denn abgesehen davon, daß durch einen besonders ungünstigen Zufall das eine oder andere Raubtier mit Hilfe seiner feinen Nase die brütende Henne entdeckt und sie häufig reißt oder doch das Gelege vernichtet, gibt es Fälle — Hagelschlag oder sonstige elementare Ereignisse nicht berücksichtigt — die ganz absichtslos ein Nest zerstören können, wie wir gleich sehen werden.

Giratt und Girette — ein altes Rebhuhnpaar — haben, durch große Lebenserfahrung gewarnt, ihr Nest in einem großen Roggenschlag angelegt. Die Henne hat soeben mit dem Brüten begonnen. Der erste Tag vergeht, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet. Am anderen Morgen hat Girette aber das Gefühl, als bewegten sich die Eier unter ihr. Erschrocken steht sie auf und betrachtet aufmerksam die

sechzehn „Lebenswiegen“. Doch kann sie nichts Verdächtiges wahrnehmen. Sie setzt sich also wieder, um in den nächsten fünf Minuten erneut aufzustehen; denn ganz deutlich fühlte sie unter sich eine ihr unerklärliche Bewegung der Eier. Jetzt merkt sie auch, daß diese ihre Lage etwas verändert haben. Ganz aufgeregt läuft Girette davon, um den „Gemahl“ zu benachrichtigen. Dieser aber lacht sie aus und schilt sie eine Geistesirrerin, kommt jedoch mit zu dem Nest, das er probeweise nun selber bezieht. Noch hat der Hahn aber keine fünf Minuten auf den Eiern gesessen, als er auch schon ganz erschrocken aufsteht und das Gelege aufmerksam betrachtet. Kein Zweifel, der Nestinhalt wird von geheimnisvollen, unterirdischen Kräften bewegt — in die Höhe gehoben. „Ein Erdbeben“, meint Girtt betroffen und verläßt schleunigst das unheimliche Nest. Und nun müssen beide zusehen, wie die Eier vom Grunde der Nestmulde sich höher und höher heben, als würden sie von Geisterhänden gehoben, bis sie sich mit der Umgebung vergleichen. Aber auch jetzt stellen sie ihre Aufwärtsbewegung noch nicht ein, sondern steigen langsam weiter und weiter. Zuletzt liegen sie auf einem „Berge“. Als dieser nach oben aber immer höher wird, kullern die Eier von der Kuppe herunter und legen sich französisch um seine Basis. Kaum ist dies geschehen, so stellt der „lebende Berg“ sein unheimliches Wachstum ein und kann nun als vollendet gelten. Sein Schöpfer war — ein Maulwurf! In großer Angst und Erregung steht das Rebhuhnpaar vor der unerklärlichen Erscheinung, die in wenigen Minuten sein häusliches Glück vernichtete. Denn so weit reicht seine Intelligenz nicht, daß es einfach neben dem Maulwurfshaufen eine Mulde ausscharrt, die Eier hineinkullert und weiterbrütet, wie dies bei einer Fasanenhenne schon beobachtet wurde. Es weiß nichts anderes zu tun, als die unheimliche Stätte zu verlassen und zu einem „Nachgelege“ zu schreiten, das aber nur aus acht Eiern besteht.

Der große Tag ist angebrochen, an dem das Schongesek seine schützende Hand von „Perdix cinerea“ zieht und die Sippe der Willkür des Jägers überliefert. So toben sie denn hinaus: Teli, Rino, Feldmann und Kora mit ihren Herren, die mit Patronen und Hoffnung gleich schwer beladen sind. Schon im ersten großen Kartoffelschlag stehen die Hunde fest vor, und bald knallt es lustig zwischen die aufburrenden Ketten, und manches Huhn fällt aus der Luft in ein „grünes Blättergrab“, das es bald mit dem Galgen vertauscht, an dem es nun als leblose Masse herumbaumelt.

In einem kleinen Rübenfeld stehen die Hunde wieder vor. Diesmal wird aber kein Volk hoch, sondern nur zwei alte Hühner flattern mit angstvollem „Gö! Gö!“ sich flügelstark stehend, vor den Hunden her. „Nicht schießen!“ ruft einer der Jäger, der die Situation sofort erfaßt hat, im Befehlston, „vor mir laufen Junghühner, die noch nicht Sperlingsgröße haben.“

Hier treffen wir sie wieder, Girtt und Girette mit ihrer glücklich ausgefallenen Nachhut. Sie werden nicht beschossen; ihre Winzigkeit schützt sie vor dem „Tode“. Und bis zur Schlußreihe hat das Feld jede Deckung eingebüßt, ohne die Hühner im allgemeinen nicht hatten, also auch nicht beschossen werden können. Vielleicht haben sie bis dahin aber auch bereits Gelegenheit, schon wieder unter den „aufgespannten Schirm“ des Schongeseckes zu schlüpfen. So gewinnen die Hühner ein ganzes Lebensjahr, was für sie ungeheuer viel bedeutet. Und dies haben sie nur dem — Maulwurf und seinem „lebenden Berge“ zu verdanken.

Die Motten.

Von Martha Rothmann.

„O, es ist einfach flügelträubend“, sagte die kleine Blonde Motte, und das tat sie auch.

„Hast du Migräne?“ fragte die Mottenmama besorgt, „ja, das kommt davon, wenn die Mädchen so viel studieren.“

Die kleine Motte galt für ungeheuer gelehrt. Sie hatte einen ganzen Sommer im Pels eines Professors zugebracht, und ließ sich seitdem „Gräulein Doktor“ nennen.

Sie schnappte so heftig nach Luft, als hätte sie sich eine Naphthalinvergiftung zugezogen — sie konnte kaum sprechen vor Aufregung.

Sie hatte nämlich auf einem statistischen Handbuch, das der Professor in seinem Pels vergessen hatte, einen Bücherwurm kennen gelernt, und der hatte ihr vorgelesen, daß fünf Prozent aller Motten dadurch umkommen, daß sie ins Licht fliegen.

„Nein, wie furchtbar“, schauderte die blonde Motte. „Fünf Prozent — wie kann man nur so etwas tun! Das kann nicht wahr sein!“

Die Alte nickte kummervoll.

„Ja, mein Kind, das kann schon stimmen. Fünfzehn-tausend meiner Tanten starben auf die Weise, zweitausend meiner Schweestern und auch meine erste Liebe, ein bezaubernder Nachtfalter, ging auf entsetzliche Weise an einer Petroleumlampe zugrunde.“

„Ja, aber warum wird denn so viel ins Licht geflogen, wenn es so schädlich ist? Es kann doch unmöglich Spaß machen, zu verbrennen!“

Die Alte seufzte: „Kind — du hast noch kein Licht gesehen.“

„Nein, allerdings nicht“ entgegnete die Junge schnippisch, „aber, da ich nun weiß, wie schädlich es ist, hinein-zufliegen, werde ich mich wohl hüten, es zu tun.“

Sie knabberte nachdenklich einen Wollhandschuh an; schließlich sagte sie: „Ich bin überzeugt, daß ich in euerm altmodischen Bestreben, die Gefahren zu vertuschen, nicht genügend auf die Schädlichkeit des Lichtes hingewiesen habt. — Sicher nicht — denn sonst würde eben keine vernünftige Motte hineinfliegen.“

„Du kennst das Licht nicht“, seufzte die Alte noch einmal.

„Wie rückständig doch Mama ist“, dachte die kleine Motte mitleidig, laut aber sagte sie: „So kann es jedenfalls nicht weitergehen — etwas muß geschehen. Man muß die Motten aufklären, — besonders die Jugend. Man muß Broschüren verteilen — man muß Versammlungen einberufen — man muß Vorträge abhalten. Jede Motte muß sich bewußt sein — als Motte und Insekt — von welcher Gefahr sie bedroht ist.“

„Überspanntes Frauenzimmer“, brummte der Bücherwurm, „lassen Sie Ihre Flügel von Sachen, die Sie nicht verstehen.“

Er war ein Sonderling und konnte die studierten Frauen aus Prinzip nicht leiden.

Die Versammlung verlief großartig.

Es war gerade Grobkeinemachen gewesen. Alles war gekloppt worden, und so kamen nicht nur die Motten aus den Mänteln und Pelzen, sondern auch die aus den Teppichen und Vorhängen. Sogar eine sehr distinguierte Mottenfamilie, die schon seit Generationen in vornehmer Zurückgezogenheit in einem Damastsofa logierte, war erschienen.

Von auswärtigen Gästen waren ein paar elegante Nachtfalter zugeeilt und ein benachbartes Kloster hatte sich durch einige Nonnen vertreten lassen.

Die kleine blonde Motte sprach hinreißend.

„Da sieht man wieder, daß sie nicht umsonst im Pels eines Professors gesessen hat“, sagte die Mutter stolz, „und dabei ist sie so bescheiden.“

„Brechen wir mit den alten Anschauungen, daß man die Gefahr verbergen soll“, fuhr die kleine Motte fort, „nein, sehen wir ihr ins Gesicht, klären wir in allen Dingen unsere Jugend auf. Sagen wir unseren Söhnen, daß es gefährlich ist, ins Licht zu fliegen — öffnen wir unseren Töchtern die Augen — ja, setzen wir ihnen die Gefahr.“

Alle waren begeistert. „Ein vorurteilsfreier Kopf, ein wahrhaft moderner Mensch!“ flüsterten sie sich zu.

„Ein neues Prinzip wollen wir der Behandlung dieser wichtigen Angelegenheit zugrunde legen — zeigen wir die Gefahr — suchen wir das Licht“, rief die kleine Blondine in höchster Ekstase, „wenn heute abend die Balkonlampe brennt, wollen wir dort unsere zweite Versammlung abhalten, und angesichts dieser Lampe wollen wir schwören, nie wieder ins Licht zu fliegen.“

Die Motten trampelten Beifall, und zwar so stark, daß die unten wohnende Miettpartei herausschickte, um sich zu beschweren. Und es wurde sofort ein Verein gebildet: „Zur Abwehr des schädlichen Fliegens ins Licht“, und die kleine Motte wurde erste Vorsitzende, und die anderen wurden alle Ehrenmitglieder, denn einen Beitrag wollte niemand zahlen.

„Nein“, sagte das Stubenmädchen am nächsten Morgen, als sie den Balkon aufräumte, „so viele Motten wie diesmal habe ich schon lange nicht zusammengelesen.“

Der ganze Balkon war besät mit toten, versengten Motten. Sie waren total verkohlt, sonst hätte man sehen können, daß sie alle das Vereinsabzeichen am linken Bein trugen.

Ganz zuvorderst lag die kleine, blonde Motte, die glänzende Rednerin, denn sie war die erste gewesen, die ins Licht geflogen war.

Aber auch die Nonnen waren bei den Opfern, und von denen hätte man doch eigentlich annehmen können, daß sie über solche Torheiten erhaben seien.

Des Kleingärtners Tagewerk im September.

Herbstmahnungen ringsumher! Nun geht die Pflanzenwelt mit Riesenschritten dem Ende ihres regamen und sichtbaren Lebens entgegen. Nur wenige Blumen, Dahlien und Asters, zieren durch ihre Blütenpracht den Garten und manche Rose entfaltet noch verspätet einige Knospen. Besondere Freude bereiten die reifenden Früchte. Rotbäckige Äpfel und Birnen, blaue und gelbe Pflaumen und glänzende Trauben gehen ihrer Vollendung entgegen. Reicher Lohn winkt in dem Erntesegen allenthalben, vergilt die Mühen und Arbeiten im Garten und löst Freude und Zufriedenheit aus.

Der Obstgarten bringt in diesem Monat eine Fülle von Arbeiten, zunächst die Haupternte der frühen Äpfel und Birnen. Immer wieder muß darauf hingewiesen werden, das Obst nicht zu frühe und recht sorgfältig zu pflücken. Nur dadurch behält es seinen Verkaufswert und gewinnt an Haltbarkeit. Jede, auch die geringste Verletzung der Früchte bewirkt das Gegenteil.

Schon frühzeitig im Herbst muß die Pflege der Obstbäume eintreten, zunächst mit der Auflöcherung der Baumstämme, ohne daß dabei die oberen Wurzeln aufgerissen und beschädigt werden. Alle im Laufe des Jahres entstandenen Wurzelaußschläge, sowie die Sprossen an den Stämmen unterhalb der Krone werden entfernt, ebenso die Wasserschosse auf den Ästen, soweit sie nicht zur Ausfüllung einer Lücke dienen können. Solange das Laub noch an den Bäumen hängt, entferne man die abgestorbenen Äste, da sie dann um so leichter zu erkennen sind. Wo einzelne Veredlungen nicht angegangen sind, weil das Auge vertrocknet ist, können noch Edelaugen eingesetzt werden. Wer im Herbst Bäume pflanzen will, bestelle sie rechtzeitig, damit er gut bedient wird.

Auch der Boden um die Beerenobststräucher ist aufzulockern und das Unkraut zu beseitigen. Abgetragene Himbeerruten sind über der Wurzel abzuschneiden und am besten, damit sie aus dem Wege sind, gleich zu verbrennen. Von den diesjährigen Trieben belasse man jedem Stod nur vier, höchstens fünf der stärksten, desto schönere Früchte wird man im nächsten Jahre ernten. Auch hier ist der Boden aufzulockern und vom Unkraut zu reinigen.

Gegen Ende des Monats muß schon daran gedacht werden, Reimringe (Klebgürtel) um die Stämme der Obstbäume zu legen, zunächst zur Bekämpfung des großen Frostschmetterlings, der bereits Ende September erscheint. Dabei darf nicht vergessen werden, daß, wo Pfähle zur Stütze der Bäume vorhanden sind, auch um diese Klebringe zu legen. Empfehlenswert ist, den Raupenleim „Höchst“ wegen seiner langen Klebfähigkeit zum Bestreichen der Klebgürtel zu verwenden. Auch sonst habe man ein wachsames Auge auf die Schädlinge, vernichte bei allen Arbeiten an den Obstbäumen die Eier des Ringelspinners und Schwammspinners.

Im Gemüsegarten ist das Hauptaugenmerk auf das Reinhaltende der Wege und der Beete zu richten. Man mache sich zum Grundsatze, kein Unkraut zur Blüte kommen zu lassen; denn in kurzer Zeit sind auch die Samen reif und werden auch alsbald ausgestreut. Nur auf diese Weise ist es möglich, den Garten vor der Verunkrautung zu schützen. Verunkrautete Wege säubert man rasch mit dem neuen Unkrautvertilgungsmittel „Höchst“, das nach einem Regen anzuwenden ist. Die im vorigen Monat angelegten Saatbeete sind zu jäten, dabei zu lockern und die zu dicht stehenden Sämlinge zu verzichten, was am leichtesten nach einem Regentage möglich ist. — Bei der Ernte des reifen Gemüses ist darauf zu achten, daß es zur rechten Zeit geborgen wird, um Verlusten vorzubeugen.

Mitte oder Ende des Monats werden noch ausgesät: Spinat, Winter salat, Feldsalat, Karotten und Petersilie, da junge Pflanzen merkwürdigerweise weit besser überwintern als ältere und größere.

Gegen Ende des Monats sind auf frisch umgegrabene, aber nicht zu dünnende Beete Sommerzwiebeln, Scharlottenzwiebeln und Knoblauch zu stecken, die man im Winter, sobald der Boden leicht gefroren ist, mit einer leichten Decke von Laub oder strohigem Mist belegt.

Ältere Gewürz- und Arzneikräuter sind an andere Stelle zu pflanzen, weil der Boden erschöpft ist. Endivien werden an einem trockenen, warmen Nachmittag mit Bast locker zusammengebunden, damit ihre Blätter gelb

und zart werden. Kohlstünke sollen nach der Ernte sofort aus dem Boden genommen werden, wenn sie mit den Knollen, in denen die Larve des Kohlgallenrühlers haufen, befestigt sind. Am besten vernichtet man diese, wenn man die Knollen mit einem scharfen Messer abschabt. Alle sonstigen Überreste von Pflanzen verleihe man dem Komposthaufen ein, Bohnen- und Erbsenstroh ist wegen seines Düngwertes unterzugraben. Solange das Erdreich trocken ist, versäume man es ja nicht, die abgeernteten Beete als bald umzugraben und zu düngen, weil dann die Arbeit viel leichter von statten geht als bei durchfeuchtem Boden. B. C.

Der herbstliche Garten in seiner Blumenpracht.

Dahlien und Herbstastern schmücken ihn als letzte Blumen.

Noch beschert uns der Nachsommer köstliche Tage der Wärme und Milde, die uns den Aufenthalt im Garten zur Freude machen und verschönern. Noch glänzt der Garten, vom Sonnengolde umwoben, in prächtiger Farbenharmonie der unermüdet blühenden Dahlien und Asters, den letzten, verauschenden Akkorden der langen Blüten symphonie. Alle Kraft raffen sie zusammen, um immer wieder von neuem ihre Blütenfülle zu ergänzen, bis sie endlich, vom ersten Frost geknickt, in der Schönheit ihres Blumenreichtums sterben. Aber vorher haben sie den Fortbestand ihres Daseins gesichert, ihre ganze Lebenskraft in ihren Wurzeln konzentriert und geben uns die Hoffnung zum fröhlichen Aufblühen im nächsten Jahre.

Wie die Mode unserer Gegenwart Schnitt und Farbe der Kleidung ihrer Laune unterwirft, so fügt sich die Dahlie in ihrer Neigung zur Veränderlichkeit willig dem Willen der Züchter, deren Kunst es gelingt, uns alljährlich mit neuen wunderbaren Abarten von entzückender Schönheit zu überraschen. Staunenswert sind ihre Leistungen in der großen Mannigfaltigkeit der Farbe und Gestalt dieser dankbaren Blumen in ihren zahlreichen Arten und Blendlingen der alten plumpen Stammform. Nur der gewiegte Fachmann, unterstützt von einem fabelhaften Farben- und Formenzähnsinn, weiß sich heute noch in dem unendlichen Gewinn des Sortenreichtums eintgermaßen zurechtzufinden.

Für den Blumenfreund mag es als Richtlinie gelten, daß man neben der Grundform der alten einfachen Dahlien mit muschelförmigen Blüten, die ebenfalls ältesten Pompon-Dahlien mit ihren kleinen etwas plumpen, runden Blütenköpfen unterscheidet. Dazu gesellen sich dann die neuen Edeldahlien, an ihrer Spitze die unvergleichlich schönen Raktusdahlien mit spitzen Strahlen und die erstaunlich großblumigen Riesendahlien mit einfachen und gefüllten Blumen, alle wieder in unübersehbar vielen Kreuzungen. So fehlt es uns wahrlich nicht an einer großen Auswahl herrlicher Blumen für die Ausschmückung des Gartens, und es muß dem Geschmack des einzelnen überlassen bleiben, sich die ihm gefallenden Sorten auszuwählen.

Bei ihrer großen Anspruchslosigkeit an Boden und Pflege haben sich schon längst die Dahlien in unseren Gärten eingebürgert, wo sie sowohl als Einzelpflanzen als auch auf Rabatten in voller Sonne durch ihre Blütenpracht lange erfreuen und manchen Strauß fürs traute Heim liefern.

Der Laie beschafft sich denn auch einige Knollen irgendwoher, von denen er bald die ihm zusagende Sorte durch Teilung derselben im nächsten Frühjahr leicht vermehren kann. Wenn sich auch die Dahlie auf nahrhaftem Boden in ihrer ganzen Pracht erst entfaltet, darf dieselbe noch nicht frisch gedüngt sein und vor allem keinen Stickstoffüberschuß haben, sonst entwickeln sich mächtige Büsche und nur wenig Blüten. Viele Dahlien treiben so wie so schon stark ins Kraut, so daß man im Interesse des Blumenflors gut tut, es zu beschneiden. Man beläßt jedem Stod nur vier bis fünf Haupttriebe und entfernt im Juli außerdem alle deren Seitentriebe. Auch die abgeblühten Blüten sind alsbald abzuschneiden. Auch dadurch werden die Pflanzen zur Entwicklung neuer Blumen gereizt.

Nach dem ersten stärkeren Frost sind die Dahlienknollen aus dem Boden zu nehmen und das Kraut abzuschneiden. Sie müssen zur völligen Abtrocknung in einem geschützten Raum auseinandergebreitet werden, damit sie nicht schimmeln und faulen. Erst dann schlägt man sie in trockenen Sand oder Torfmull im Keller ein.